

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 9

Artikel: Lehrersfrau auf dem Lande
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066632>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Lehrersfrau auf dem Lande

Tatsachenbericht von Frau * * *

Illustration von Hans Lang

Wenn ich im Dorf meine Einkäufe mache, dann reichen mir die Kinder auf der Straße die Hand und sagen respektvoll: « Grüezi, Frau Lehrer! » Das ist ein hübscher Brauch, der mich jedesmal freut. Manche Frauen beneiden mich um diese Volkstümlichkeit; sie beneiden mich überhaupt um dies und jenes. Ob zu Recht oder zu Unrecht, kann nur entscheiden, wer auch die übrigen Obliegenheiten einer Lehrersfrau kennt.

Ich habe es mir abgewöhnt, Bergdörfer nur unter dem Gesichtswinkel der Fremdenindustrie zu betrachten. N. ist trotz seiner sonnigen Höhenlage von 1100 m ein Bauerndorf geblieben. Wir bewohnen gewissermaßen ein Einfamilienhaus, nämlich das Schulhaus. Es liegt auf einer Anhöhe wenige Minuten vom Dörflein entfernt. Wie die umliegenden Bauernhäuser, so ist auch das Schulhaus ein freundlicher, sonnegebräunter Holz-

bau. Viele Fenster blitzen gegen Süden, von wo die Sonne über eine prächtige Berglandschaft hinweg in die Stuben strahlt. Zu ebener Erde befindet sich das geräumige Schulzimmer, das fast den ganzen Grundriss des Hauses einnimmt. Zwei winklige Treppen führen zur Wohnung hinauf.

Alltag

Mein Tagewerk beginnt mit dem Öffnen der Haustüre. Eigentlich gehörte diese Arbeit ja in den Pflichtenkreis meines Mannes. Da er aber erst auf die vorletzte Minute aus dem Bett zu bringen ist, muß ich wohl oder übel dieses Amt verrichten, wenn nicht die ganze Nachbarschaft samt den Schulkindern merken soll, daß der Lehrer wieder einmal nicht beizeiten aufgestanden ist. Bei schönem Wetter ist die Sache noch einfach, aber bei Regen oder Schnee habe ich das Vergnügen, an der Haustüre stehen zu bleiben und darauf zu achten, daß die Kinder ihre Schuhe gehörig putzen.

Den Vormittag über kann ich dann meiner Arbeit im Haushalt nachgehen. Gestört werde ich dabei oft durch Hausierer, die alle glauben, weil ich nun zufällig die Frau Lehrer sei, müsse ich ihnen unbedingt etwas abkaufen. Hier kommen zudem jeden Tag noch die verschiedenen Metzger und Bäcker des Dörfchens ins Haus. In unserer Gemeinde von 1000 Seelen gibt es zwei Metzger und sechs Bäcker. Keinem von ihnen reicht sein Gewerbe zum Leben, und sie sind deshalb alle noch auf die verschiedensten Nebenbeschäftigungen angewiesen. In der Regel führen sie nebenher eine Gastwirtschaft. Den Rekord schlägt ein Bäcker im Oberdorf: neben der Wirtschaft zum «Löwen» bestellt er sein Bauerngütlein und handelt mit Futtermitteln.

Wie mache ich meine Einkäufe, ohne dabei die übrigen Gewerbetreibenden zu verletzen? Jeden Wochentag bringt mir ein anderer Bäcker einen Zweipfünder ins Haus. Bei den Metzgern fiel mein Entschcheid so, daß ich beim einen Wurst-

waren und Schwartenmagen, beim andern Fleisch beziehe.

Eine Gemüsehandlung gibt es hier nicht. Nun habe ich zwar einen hübschen Garten, aber sein Ertrag reicht für meinen regen Bedarf nicht aus. Blumenkohl gedeiht mir überhaupt nicht. Vor diesem Kriege konnte man die Gärten in unserer Gemeinde an den Fingern einer Hand abzählen. Schauen Sie nur ein Bauerngut an: Das Tätschhäuschen ist rings von Wiesen umgeben. Jede Fußbreite Boden wird für die Landwirtschaft ausgenützt. Da ist kein Platz für einen Garten. Der Mehranbau hat nun das Bild wesentlich geändert; hoffentlich nicht nur vorübergehend. Die Leute in dieser Gegend kannten vorher die verschiedenen Gemüsesorten kaum voneinander. Letzthin bat mich eine Bäuerin aus der Umgebung, ihr zu erklären, wie man Kohl und Blaukraut koche. Eine andere Frau berichtete mir, sie habe auf meinen Rat hin Kopfsalat zubereitet, es sei ihr aber beim Genuß dieser ungewohnten Kost so schlecht geworden, daß sie künftig lieber darauf verzichte. Die Kriegszeit wird bestimmt manchen Wandel in den veralteten Ansichten vollziehen.

Während ich meinen Hausgeschäften nachgehe, höre ich die gedämpfte Stimme meines Mannes von der Schulstube herauf. Verstehen kann ich ihn zwar nicht, aber es ist doch ein heimeliges Gefühl, ihn so nahe zu wissen. Am besten höre ich die Lieder. Ich lerne sie jeweils mit den Schülern und singe dann auch etwa mit.

Ich freue mich immer auf die schönen Abende, die wir miteinander hier in der Einsamkeit verbringen, aber nur zu oft muß mein Mann an Vereinssitzungen oder Versammlungen teilnehmen. Einer unserer geräumigen Wandkasten ist bis zur Decke angefüllt mit Protokollbüchern, Statuten und derlei Kram. Diesen Kasten hasse ich wie die Pest, obwohl ich natürlich weiß, daß mein Mann nicht zum Vergnügen, sondern sozusagen von Amtes wegen mitmacht. So sitze ich mindestens zwei Abende pro Woche allein in meiner Stube.



Unser Telephon

Als mein Mann den Entschluß faßte, das Telephon einrichten zu lassen, gab es im Dörfchen eine kleine Revolte. Man hielt ihn für überspannt und beinahe verrückt. Es genüge doch, so argumentierten die Dorfpolitiker, wenn der Gemeindepräsident und der Pfarrer einen solch unnützen Apparat besitzen. Mein Mann ließ sich jedoch nicht irre machen. Seitdem wir nun im glücklichen Besitze eines Telephons sind, scheint sich auch die Einwohnerschaft eines Bessern besonnen zu haben. « Me cha jo bi s'Lehrers telephoniere », das ist im Dorf ein geflügeltes Wort. Die meisten Leute kennen sich natürlich in den Geheimnissen der Telephonbedienung nicht aus. Da versteht es sich von selbst, daß ich die Nummer suchen, den Anruf besorgen und schließlich den « Kunden » den Hörer in die Hand drücken muß. Häufig werde ich einfach aufgefordert, den Anruf ganz selber zu besorgen. In neun von zehn Fällen handelt es sich dabei um Kühe oder Schweine, die gekauft oder verkauft werden sollen. Ich kenne mich nachgerade in sämtlichen Viehhändlerschlichen aus. Letzten Herbst habe ich mir sogar einen ganzen Napoleon Schickgeld verdient, als ich mit meinen Französischkenntnissen den etwas zu leichten Muni des Steigbauern einem welschen Händler aufschwätzen konnte.

Gegenwärtig steht auch ein Liebespaar durch unser Telephon miteinander in Verbindung. Ein wackerer Bauernknecht läutet jeden Donnerstagabend seinem Schatz, einem Dienstmädchen in der Stadt, auf. Man glaube aber ja nicht, daß ich dabei Worte wie « Schnuggi » oder « Maus » zu hören bekomme. Er berichtet ihr nüchtern von seiner Arbeit: der Gelbmöstlerbaum hinterm Haus serble und müsse umgehauen werden, und der Scheck habe nun endlich gekalbt, Gott sei Dank. Das Gespräch dauert stets genau drei Minuten, und nachher geht der Bur-

sche mit einem glücklichen Gesicht wieder heim.

Am meisten telephonierte wird bei uns am Samstag, wenn ich das Treppenhaus und die Wohnung geputzt und geblocht habe!

Fast täglich ruft auch jemand von auswärts an, mit der Bitte, dies und jenes in der näheren oder weiteren Umgebung auszurichten. Im Sommer, wenn ich grad gehen kann wie ich bin, geht dies noch an. Unangenehm wird die Sache im Winter. Da muß ich zuerst Mantel, Kappe und Schneeschuhe anziehen, um in ein Haus zu gelangen, das vielleicht weit abseits der gepfadeten Straße liegt. Kürzlich geschah es, daß mich ein Viehhändler morgens um 6 Uhr aus dem Schlaf schellte mit der Zumutung, einen Bauern, der hoch droben am Hang wohnt, sofort ans Telephon zu rufen. Weiß Gott, ich wäre wohl gegangen. Da stellte sich aber mein Mann im Nachthemd an den Apparat und las dem unverschämten Kerl die Leviten nach Strich und Faden.

Ich bin Schulabwart

Letzhin stand in der Zeitung, für eine ausgeschriebene Schulabwartstelle hätten sich 57 Bewerber gemeldet. Ich weiß nicht, was den Leuten an dieser Arbeit so gut gefällt. Ich konnte mich nie besonders dafür erwärmen. Für unser Schulhaus ist kein Abwart angestellt. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß der jeweilige Lehrer für Reinigung und Heizung selbst sorgt. Es ist klar, daß diese Aufgabe in erster Linie der Lehrersfrau zufällt.

Am freien Samstagnachmittag ist immer Großreinemachen. Da muß ich die Böden mit Wasser aufwaschen und nachher wixsen. Dies ist darum so umständlich, weil ich dazu stets die schweren Schulbänke im ganzen Zimmer umherschieben muß. Glücklicherweise unterstützt mich mein Mann immer nach

Kräften in der Erfüllung meiner Abwarpflichten.

In die Frühlings- und Herbstferien fallen die beiden vorgeschriebenen Generalreinigungen. Zu diesem Zwecke engagiere ich jeweils gleich zwei Putzerinnen, die das ganze Haus mit Wasser überschwemmen. Das ist die ungemütlichste Zeit des Jahres. Mein Mann zieht meistens aus. Ich muß wohl oder übel bleiben, sonst dehnen die Putzfrauen ihre Tätigkeit bestimmt auf zwei Wochen aus. Die finanzielle Belastung wird so gerade groß genug. Ich habe ausgerechnet, daß ich den Putzfrauen jedes Jahr hundert Franken zahle. Das ist genau die Summe, die wir von der Gemeinde jährlich als Gesamtentschädigung für Reinigung und Heizung erhalten. Die Rechnung geht also auf.

Samariterdienst

Von Zeit zu Zeit kratzt sich mein Mann fast die Haut vom Leibe. Dann nehme ich mir zuerst die Schulmädchen einmal vor. Es ist mir jedesmal peinlich, wenn ich einer Frau mitteilen muß, ihre Kinder seien verlaust. Einmal mußte ich mir sagen lassen: « Me merkt scho, daß er us de Stadt chönd, sös hetted er wäge dene paar Lüüsli nöd eso ne Chogete. »

Der Samariterkurs, den ich vor meiner Heirat besucht habe, kommt mir sehr zustatten. Man macht sich keinen Begriff, wie viele aufgeschlagene Bubenzenen und Knie ich jeden Sommer verbinde! Aber ich tue es gern, die Verunfallten halten sich immer sehr tapfer und zeigen sich dankbar für die Hilfe.

Häufig schickt mir mein Mann Kinder herauf, mit deren Gesundheit etwas nicht in Ordnung ist. Ich schaue ihnen jeweils zuerst in den Hals; denn dort ist ja meist der Sitz des Übels. Ich will Ihnen nun mein bewährtes Hausmittel verraten: Gurgeln mit Salzwasser. Aber glauben

Sie nicht, meine Bergkinder könnten das von Hause aus. Ich mache es ihnen am Schüttstein vor. Zum Arzt gehen die Leute nur in den dringendsten Fällen. So schicke ich die wirklich kranken Kinder einfach nach Hause und gebe der Gemeinderkrankenschwester Bericht.

Letzten Winter hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis. Mein Mann brachte mir im Laufe des Vormittags ein bleiches Mädchen, das über heftige Übelkeit und Schwindelgefühle klagte. Gesprächsweise brachte ich den Grund des Übels heraus: es war der Hunger. Ich wärmte ihm schleunigst unser Morgenessen auf, und es aß mit einem wahren Heißhunger. Das Kind stammt aus bedenklichen Verhältnissen. Es ist das älteste von neun Geschwistern, zu denen sich jedes Jahr pünktlich ein weiteres gesellt. Der Vater bewirtschaftet ein Gütlein mit vier Kühen, d. h. er sollte es bewirtschaften, aber die Hauptarbeit lastet auf der Frau. Sie geht auch waschen und putzen, um wenigstens das Nötigste für den Lebensunterhalt aufzubringen. So liegt die Sorge für Haushalt und Geschwister auf den schmalen Schultern des zwölfjährigen Mädchens.

Im Glashaus

Die Neugier ist eine der ausgeprägtesten Charaktereigenschaften des hiesigen Volkschlages. Es ist nichts Böses dabei. Die Bergler sind keine Schnüffler. Sie haben einfach eine kindliche Freude daran, zu erfahren, auf welche absonderliche Weise der liebe Nachbar oder gar der zugewanderte « Fremde » sein kärgliches Leben fristet.

Jedes Jahr gehen wir zwei- oder dreimal ins Stadttheater. Mein Mann wünscht, daß ich mich zu diesen festlichen Veranstaltungen jeweils besonders hübsch mache. Dazu gehört nun nach seiner mir maßgeblichen Meinung auch ein ganz klein wenig Gesichtsretouche. Es ist völlig undenkbar, daß ich mich bereits hier zurechtmache. Die andeutungsweise geröteten Lippen der Lehrersfrau

würden auf die Bauern ungefähr die gleiche Wirkung ausüben, wie das berühmte rote Tuch auf den Muni. So befestige ich halt mein Abendkleid mit Stecknadeln unter dem Mantel und führe die Malutensilien in der Handtasche mit mir. Es geht auch so. Und die Leute von N. können mit der beruhigenden Gewißheit zu Bette gehen, eine tugendsame, ehrbare Lehrersfrau zu haben.

Vor drei Jahren schenkten mir meine Eltern einen Staubsauger auf Weihnachten. Das Ereignis sprach sich mit Windeseile in der Gemeinde herum. An den nächsten Samstagvormittagen erhielt ich merkwürdig viele Besuche. Zahlreiche Bäuerinnen, die ich kaum kannte, erschienen unter nichtigen Vorwänden und gingen nicht wieder, bevor ich ihnen den Staubsauger vorgeführt hatte. Zwei Monate später behandelte die Frau des Gemeindepräsidenten ihre spärlichen Teppiche ebenfalls mit einem Staubsauger. Das wäre ja noch schöner, wenn die Lehrersfrau den einzigen Staubsauger in der Gemeinde hätte, nicht wahr?

Großer Lohn und lange Ferien

An jedem Monatsanfang lege ich die Betreffnisse für Steuern, Elektrisch und Versicherungen auf die Seite. Dann bleiben mir noch zirka 240 Franken, die den ganzen Monat für unsere inzwischen auf vier Köpfe angewachsene Familie reichen müssen. Glücklicherweise brauche ich keinen Mietzins zu entrichten. Wir können aber auch so keine großen Sprünge machen.

Von den sagenhaften Nebenverdiensten eines Lehrers machen sich viele Leute eine falsche Vorstellung. Mein Mann bezieht in den Vereinen, in welchen er als Vorstandsmitglied tätig ist, eine Gratifikation, die meist nicht ausreicht, um die Spesen zu decken, die ihm an den häufigen Sitzungen erwachsen. Die einträglichen Beamten verteilen die Gemeinderäte brüderlich unter sich. Dies trifft besonders auch die kriegswirtschaftlichen

Funktionen. Ein Schreiner besorgt die Geschäfte der Lohnausgleichskasse, bezieht als Entschädigung einige hundert Franken und kommt dafür alle Augenblicke zu uns gelaufen, weil er nicht mehr drauskommt. Das Brennstoffamt und die Kartenausgabe wollte man meinem Mann nicht übertragen, weil er ja doch ständig einrücken müsse. Mit Lebensversicherungen und Hefli aber geht mein Mann aus Berufsstolz nicht hausieren.

Nicht viel anders steht es mit unsern vielgepriesenen Ferien. Aus Rücksicht auf die bäuerliche Bevölkerung kennen wir im Sommer nur das System der Heu- und Emdferien. An den schönen Tagen ist schulfrei, und wenn's regnet, erscheinen die Kinder. Wir dürfen deshalb nicht mehrere Tage ausziehen, denn plötzlich könnte das Wetter umschlagen und dann wären ja die Ferien zu Ende, — es ist nicht auszudenken! So begnügen wir uns mit kurzen Ausflügen in die nahe Bergwelt, und in der Zwischenzeit hilft mein Mann den Nachbarn beim Einbringen der Heuernte. Die zehntägigen Herbstferien werden durch die Generalreinigung der Schulräumlichkeiten nahezu ausgefüllt. Im Winter haben wir zwischen Weihnachten und Neujahr schulfrei. Diese Zeit verbringen wir regelmäßig bei unsern Eltern in der Stadt. Die Frühlingferien dauern zwei Wochen und reichen gerade für die zweite Generalreinigung, zu der sich noch meine eigene «Useputzete» gesellt. Und dann beginnt wieder ein neues Schuljahr.

Mein Bekanntenkreis

An den wenigen Vergnügungsanlässen, die hier jedes Jahr stattfinden, geht es immer hoch her. In der Stadt habe ich nie solch ausgelassene Fröhlichkeit beobachten können. Im Winter vor Kriegsausbruch besuchte ich mit meinem Manne den Unterhaltungsabend der Blechharmonie. Als der Wirt um 4 Uhr früh den Saal räumen ließ, lud ein vermöglicher Bauer die ganze Festgesellschaft von

etwa hundert Personen zu sich nach Hause ein. Wir wurden mit Speck und Eiern bewirtet und leerten ein ganzes Mostfaß. Das Fest dauerte mit Gesang und Tanz bis in den Vormittag hinein.

Im Alltag ist von diesem Gesellschaftstrieb nicht viel zu merken. Mit Ausnahme einiger weniger Spaßvögel geht die gesamte Bevölkerung ihrer Arbeit eher mürrisch und verschlossen nach. Mein Mann bringt sogar den Kindern nur mit Mühe eine Spur von Zusammengehörigkeitssinn bei. Seine Schüler haben Schulwege bis zu einer Stunde zurückzulegen, doch fällt es ihnen nicht ein, sich den Weg durch gemeinsames Wandern zu verkürzen. Ich habe schon beobachtet, wie einzelne Kinder mit einem Abstand von vielleicht fünfzig Metern hintereinander daher kamen. Ich bin überzeugt, daß sie sich eine volle Stunde in diesem Gänsemarsch bewegen können. Wo's nicht am Holz liegt, gibt's keine Pfeifen. Mit zunehmendem Alter wird diese Eigenart eher noch ausgeprägter, besonders bei den Männern. Die Frauen pflegen unter sich wohl eine bescheidene Geselligkeit. An den langen Winterabenden gehen sie zueinander zur « Stubete ». Bei ihrer Strickarbeit verkürzen sie sich die Zeit mit Plaudern. Neben den eigenen Familienangelegenheiten werden hauptsächlich die lieben Dorfgenossen der Reihe nach durchgenommen. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die Sterbefälle, die des langen und breiten erörtert werden. Der Schauplatz dieser « Stubeten » wechselt nach einem unergründlichen, überlieferten Turnus. Es finden sich stets die gleichen vier oder fünf Teilnehmerinnen ein. Fremde oder zugezogene Frauen haben zunächst keinen Zutritt. Die Eingesessenen verstehen es meisterhaft, mißliebige Eindringlinge herauszuekeln.

Ich drängte mich nicht auf. Nachdem ich bereits zwei Jahre hier wohnte, widerfuhr mir erstmals die Auszeichnung, zu einer solchen « Stubete » eingeladen zu werden. Ich betrachtete mich dadurch als in die dörfliche Gemeinschaft

aufgenommen. Seither wohnte ich zahlreichen Plauderstunden bei, konnte mich aber an dem Dorfklatsch nie recht erwärmen. Was mir fehlte, das war der Anschluß an geistig interessierte Menschen. Anfänglich litt ich unter diesem Zustand und kam mir ein wenig verloren vor. Mir zuliebe fädelt mein Mann einen Verkehr mit der Pfarrersfamilie ein, netten älteren Leuten, die schon seit Jahr und Tag in N.hausen leben.

Meine treuesten Freunde aber sind die Kinder. Dabei denke ich natürlich vor allem an mein eigenes Pärchen. Der Bub muß im kommenden Frühling zum Vater in die Schule. Er freut sich mächtig darauf und macht schon jetzt hie und da reglementswidrige Exkursionen in die Schulstube.

Aber auch die gesamte Schuljugend gehört in einem weiteren Sinn in den Kreis meiner Kinder. Der Bub, dem ich chronisch die aufgeschürften Knie salbe, bringt mir regelmäßig die ersten Schneeglöcklein. Er tut dabei immer furchtbar schüchtern und macht ein Gesicht, als müßte er um Entschuldigung bitten. Wenn ein Kind krank ist, besuche ich es wenigstens einmal in der Woche. Diese Krankenbesuche sind mir willkommene Gelegenheiten, auch mit den verschlosseneren Einwohnern ein herzliches Vertrauensverhältnis anzubahnen.

* * *

Wenn ich im Dorf meine Einkäufe mache, dann reichen mir die Kinder auf der Straße die Hand. Meine Pensionsfreundinnen aus dem Welschland, die mich gelegentlich besuchen, finden es entzückend. Sie tun so, als würden sie mich beneiden. Bin ich wirklich zu beneiden?

Ich bin es! Aber nicht wegen dem Händedrücken, nicht wegen dem großen Lohn oder den langen Ferien, sondern weil ich als Lehrersfrau ein klein wenig mithelfen darf, im Dienste meines lieben Schweizervolkes zu arbeiten.